

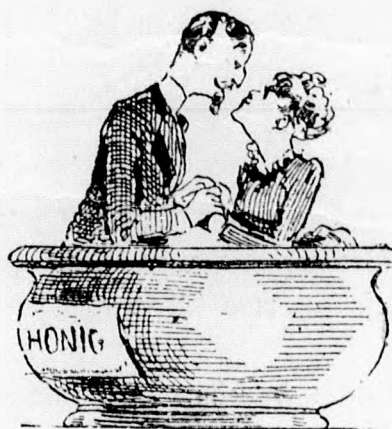
Vikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:
auf $\frac{1}{4}$ Jahr 2 fl. 50 kr. — $\frac{1}{2}$ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.
für Deutschland und das übrige Ausland:
auf $\frac{1}{4}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



Herr und Frau Bergamet lebten in der glücklichsten Ehe. Dies war nicht zu verwundern, denn sie waren ja kaum seit einem Jahre verheirathet.



Dieses Jahr war ein Honigjahr gewesen, so sehr, daß Herr Bergamet, der in Hymens Rosenfesseln schmachtende Ehegatte, während dieser ganzen Zeit an jene Rundreisen vergaß, zu welchen er in seiner Eigenschaft als General-Inspektor der Gestüte verpflichtet war.

Die Frage der Vermehrung der Pferde interessirte ihn nicht, da er mit . . .

Gehen wir weiter!

Als das Honigjahr zur Reige ging, erhielt er von seinem vorstehenden Ministerium eine Weisung, die weder Ueberlegung, noch Entschuldigungen gestattete.

Man befahl ihm, augenblicklich seine Rundreise anzutreten.



Es war ein grausamer Schlag. Octavie weinte; Bergamet weinte ebenfalls — wenn Niemand dabei war.

— Wie lange bleibst Du fort?

— Zwei und ein halb Monate.

— Ach, schrecklich! . . . Du hast mir nicht gesagt, daß Du so lange Amtstreisen zu machen hättest.

— Ich wollte Dich nicht erschrecken, meine Theure.

— Sie haben mich betrogen! Das ist schlecht von Ihnen! . . .

— Betrogen in meiner übergroßen Liebe. Sei vernünftig, theure Octavie!

— Alfred, ich ertrage es nicht! Der Gedanke, daß ich zwei und ein halb Monate . . .

— Ich werde trachten, früher zurückzukehren.

— Ja, trachte; denn . . .

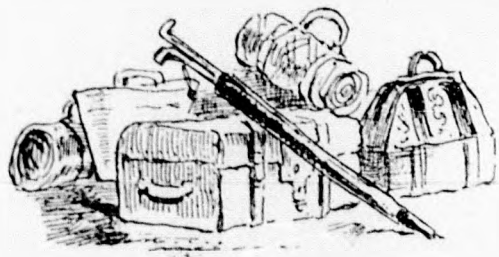
— Ich werde mein Möglichstes thun.

— Und was siehst Du denn in den Gestirnen?

— Das werde ich Dir erzählen, wenn ich zurück komme.

Jetzt muß ich meine Vorbereitungen zur Reise treffen.

— Oh, mein Gott! mein Gott! . . .



Die Trennungs-Szene im Bahnhofe war herzerreißend. Als der Zug pfliff, ward die arme kleine Frau von einem nervösen Zittern befallen, man fürchtete, sie werde ohnmächtig werden.

Alfred stieg ein und lehnte sich zum Fenster hinaus, um sie noch zu sehen.

— Du wirst mir doch täglich schreiben! rief sie in einer letzten Anstrengung.

Er antwortete mit Kußhändchen.

Dann rollte der Zug davon.



*

Oh, die Zeit ist ein großer Meister, ein Meister in der Ironie!

Ein Monat ist bald vorüber. Was sind dreißig Tage!

Und doch — einen Monat nach der Abreise Alfred's schien Madame Bergamet ganz und gar nicht mehr bekümmert.

Eines Abends speiste sie bei einer ihrer Freundinnen aus der Pension, Blanche de Sévry, die gleich ihr erst seit kurzer

Zeit vermählt war. Es war ein vornehmes Haus, das nur Gäste aus dem high life sah.

Zu diesen gehörte auch der Tischnachbar Octaviens, der junge Vicomte de Laurenay.

Einer vom höchsten „Pöschütt“. Er trug nur das Vollkommenste, was an langen Schnabelschuhen, kurzen Beinkleidern und engen Hößen aufzutreiben war.



Der Vicomte war voll Zuverlässigkeit für seine schöne Nachbarin. Sein Kopf bewegte sich so charmant, als es sein hoher, steifer Kragen nur gestattete. Er nahm eine schmachtende Haltung an, geziert durch geschickt angebrachte Seufzer.

Frau Bergamet fand Gefallen an diesem Spiel; ich glaube gar, sie ermutigte ihn darin.

Ach, die Weiber! Und dreißig Tage sind doch eine kurze Zeit! . . . Pardon, das habe ich oben schon gesagt.

Herr von Laurenay hatte in ihren Augen das Prestige einer andern Gesellschaft: er war von der Aristokratie. Und sie übersah völlig, daß dieses wappengeschmückte Hampelmännchen burlesk war von Kopf bis Fuß.

*

Sechs Wochen sind seit der Abreise des Herrn Bergamet verfloßen.

Der Vicomte, der sich ermutigt sah, war immer kühner geworden.

Er hat die Erlaubniß erhalten, ihr seine Huldigung darzubringen und macht von dieser Erlaubniß auch Gebrauch.



Zum Beweise dessen macht er eben seinen fünften Besuch. Das Boudoir der Frau Bergamet ist in ein Halbdunkel ge-

taucht, das die Kühnheiten des Vicomte sehr begünstigt. Frau Bergamet sitzt auf einem Sopha, der Vicomte kniet zu ihren Füßen und spricht die unter ähnlichen Umständen üblichen Worte:

— Octavie, ich liebe Sie!



*

Eine Reihe Punkte ist bei einer Stelle wie diese stets von guter Wirkung.

Sie gestattet der Einbildungskraft der Leser und Leserinnen freien Lauf.

Haben Sie Ihre Kombinationen gemacht, meine Damen und Herren? Dann fahren wir fort.

In dem Augenblicke, als die „Unterredung“ auf dem Höhepunkte des Interesses angelangt war, vernahm man aus dem anstoßenden Zimmer eine bekannte Stimme.

- Ist Madame da? fragte die Stimme.
- Ja, gnädiger Herr! antwortete der Bediente.
- Aber wo denn? Ich suche sie doch . . .
- Sicherlich im kleinen Salon.
- Ah!

Zur nämlichen Zeit sagte Octavie mit leiser Stimme dem Vicomte:

- Es ist mein Mann.
- Himmel! . . . Alles ist verloren!
- Sage nichts und Alles wird vielleicht gewonnen sein.

*

In der That: es war Herr Bergamet, dem es durch seinen unermüdblichen Eifer gelungen war, seine Amtreise um drei Wochen früher zu beenden.

Wie es schon die üble Gewohnheit der unverbesserlichen Ehemänner ist, wollte er der lieben Octavie eine kleine Ueberraschung bereiten. Darum unterließ er es, sie von seiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen. Er wollte ihr die volle Freude einer unerwarteten Rückkehr bereiten.

Die Freude? . . .

Er legte die Hand an die Klinke und trat ein.

Und was er sah, war für ihn ein unerwartetes Schauspiel!

*

Der raschen Weisung seiner Dame entsprechend stand jetzt der Vicomte aufrecht vor Octavie.

— Strecken Sie die Hände über mich aus! flüsterte sie ihm weiter zu.

— Aber . . .

Zugleich legte sie sich auf die Seite.

In diesem Augenblicke erschien der Gatte auf der Schwelle und betrachtete mit betroffener Miene die Scene.

Mit anbetungswürdiger Ruhe erhob sich Octavie vom Canapé.

— Bist Du es, Alfred?

— Ja, ich bin's! Aber . . .

— Vergib, daß ich Dir noch nicht um den Hals gefallen; aber ich kann nicht.

— Wie? Du kannst nicht? . . .

— Nein. Ach, ich habe viel gelitten! . . .

— Wovon?

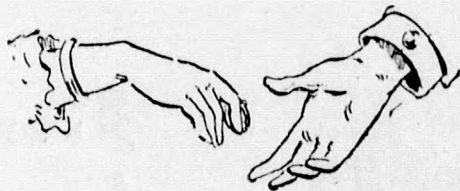
— Von einem abscheulichen Luftzug, den ich vor vier Tagen bekommen habe.

— Ein Luftzug?

— Glücklicherweise hat man mir diesen Herrn empfohlen, der ein ausgezeichneter Praktiker der Massage-Kur ist. Er hat Wunder gewirkt. Ich bin heute fast vollständig hergestellt.

Und zu dem Vicomte gewendet, sagte sie:

— Ich danke Ihnen, mein Herr für heute brechen wir ab; da sind die zwanzig Francs für Ihre Visite.



*

Der Vicomte, der kein Wort zu erwidern fand, schickte sich an zu gehen, das Zwanzigfrancsstück in der einen, den Hut in der andern Hand haltend und nach allen Seiten höflich grüßend.

Allein, Herr Bergamet hielt ihn zurück.

— So, der Herr ist Masseur . . . Das trifft sich sehr günstig . . . Ich habe mich im Wagen erkältet und fühle große Schmerzen in den Lenden. Mein Herr! Hier sind noch zwanzig Francs; haben Sie die Güte, mich auch zu massiren.

Er streifte rasch die Beinkleider ab, legte sich auf das Sopha hin und zeigte ihm:

— Da, da thut's mir weh! . . . Sehen Sie, da . . . Fürchten Sie nichts . . . Stark, nur recht stark . . . Ach! . . .

Was konnte der arme Vicomte thun? Er mußte sich dazu bequemen, Herrn Bergamet aus Leibeskräften zu massiren.

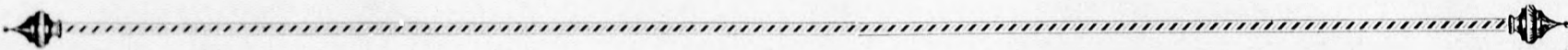
P. V.



Ein Bassali im Wasser.



Die Meute bilden schöne kleine Frauen, die sicher ins Schwarze treffen.



Komm!

n Madame Julia F.

Gnädige Frau! Sie haben einen Brief von Ihrem Gatten erhalten, der in den Seebädern jene Kraft sucht, die er in Oregien vergeudet hat und den Sie nicht lieben, weil Sie ihn nicht lieben können. Ich will Ihnen nicht von neuem sagen, wie sehr ich Sie liebe und daß jener entnervte, böse Mensch Ihrer Liebe nicht werth ist und auch Ihrer Treue nicht. Ich sage nur, daß mein Leben in Ihrer Hand ruht, weil ich Sie liebe, unaussprechlich liebe. Aus meinem Fenster im Nachbarhause will ich beobachten, ob Sie heute Abends beim Anzünden der Kerze thun werden, was ich verlange: Wenn Sie den Brief jenes bösen Mannes an der Kerze verbrennen, dann sind Sie mein — und ich komme. Ach, stoßen Sie mich nicht von sich! Tödten Sie mich nicht! . . .

Die schöne Frau blieb allein. Eine Sturmfluth von Empfindungen peinigte ihr Herz; in tausendfacher Form lockte die Versuchung; sie aber wollte stark sein und treu bleiben.

— Nein, nein! ich werde ihn nicht betrügen! . . .

Sie holte von neuem den Brief des Gatten hervor und las in demselben jene eisige Kälte, welche das jämmerliche Gestöhne eines Lebendigtodten verbreitet; dann lenkten sich unwillkürlich ihre Gedanken zu dem schönen, jungen Manne, der sie so lange und so innig liebt.

Sie stieß einen langen Seufzer aus und ihr war, als würde auch dieser Seufzer zu ihr reden, ihr süße, verlockende Begierden zuflüstern. Beim offenen Fenster strömte die würzige Abendluft herein und spielte mit ihrem dichten, blauschwarzen Haar und schmuggelte ihr tausend süße Rathschläge in das schwankende Herz.

— Theurer Ludwig! . . .

Sie haßte in diesem Augenblicke die böse Welt, die das Herz grausamen Gesetzen unterwirft und vor den Gefühlen unübersteigliche Barrikaden errichtet. Sie wünschte, daß diese ganze Welt einstürzen und sie allein übrig bleiben möchte mit dem geliebten, mit dem erschuten Jüngling, daß ihre Seele sich in die seinige ergießen, daß sie ihren Kummer in seinen Küffen ertränken könnte.

Und im nächsten Augenblicke sah sie in Gedanken ihren Gatten und sie empfand einen unsäglichen Ekel vor diesem jämmerlichen, lebendig faulenden Menschen, der böse genug war, sie an sich zu fesseln, sie zur ewigen Gefährtin seines Jammers zu machen.

. . . Und dennoch will ich ihn nicht betrügen. War er ein Glender, so will ich es nicht sein . . .

Ein stiller, duftiger Abend senkte sich auf das trauliche Gemach; der sanfte Wind wehte die Däfte der blühenden Bäume zum offenen Fenster herein und auf den glänzenden Möbeln zitterte das silberne schimmernde Licht des aufgehenden Mondes. Die schöne Frau senkte das Haupt und weinte bitterlich. Dann sprang sie plötzlich auf, zündete in dem dunklen Zimmer eine Kerze an und hielt den verhaßten Brief mit zitternder Hand an die flackernde Kerze

Eduard.





ONBONNIÈRE.

Im Hôtel garni.

Ein biederer Spießbürger aus der Provinz erscheint um Mitternacht am Thor eines Hôtel garni in der Hauptstadt und begehrt Einlaß.

— Unmöglich, mein Herr, sagt der Hausverwalter; wir sind auf einzelne Herren nicht eingerichtet.

*

Stubenmädchen = Philosophie.

— Betty, ziehen Sie die Vorhänge herab, während ich mich anleide; der Herr da drüben setzt keinen Augenblick die Vorgnette ab.

— Was schadet das? Madame legen doch nichts Falsches an.

*

Unser Redakteur läßt neulich das Stubenmädchen kommen und schreibt mit dem Finger Buchstaben in den Staub, welcher seinen Schreibtisch bedeckt.

— Was ist das, Anna?

— Ach, gnädig: r Herr, das ist Staub. Sagt doch schon die heilige Schrift: Staub sind wir und zum Staube kehren wir zurück.

*

Praktisch.

Die lange Lotte, eine platte, magere Horizontale, sieht neulich im kalten Bade eine kleine, gut gepolsterte Bürgerin, die alle jene leiblichen Vorzüge besitzt, welche das häßliche Geschlecht so sehr zu schätzen weiß.

— Wie viel Gut geht da verloren! murmelt seufzend die Dame der Straße.

*

— Gehst Du bald in's Bad, Loulou?

— Ich will in einigen Tagen fort, Mimi.

— Wohin?

— Ich bin noch ungeschlüssig. Mein dicker Baron ist in Marienbad und mein alter Bankier in Karlsbad.

— Gehe lieber zu dem Alten; da wirst Du Dich besser erholen.

*

Im Heirathsvermittlungsbureau

— Sie sagen: Das Mädchen ist eine Waise und hat hunderttausend Mark Mitgift: das paßt mir. Aber Sie garantiren mir, daß sie nicht musikalisch ist?

— Ja, mein Herr; sie singt nicht, spielt nicht Klavier, sie malt nicht und betreibt überhaupt keinerlei unangenehme Kunst.

Verträgliche Pente.

— Von Armand Silvestre. —



Die intime Freundschaft zwischen Herrn Minot und Herrn Corbal war ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides der ganzen Stadt. Sie waren herangewachsen, ohne sich zu verlassen; sie hatten Alles gemeinsam und als Beide sich verehelichten, gab es noch ein neues Band der Gemeinsamkeit zwischen ihnen. Ohne sich darüber zu verständigen, mit der ganzen Delikatesse, welche eine gute Erziehung vorschreibt, setzten sie sich gegenseitig Hörner auf, ohne daß ihre häusliche Ruhe dadurch im mindesten gestört worden wäre.

Und hier ist uns ein Einblick in die seltsame Logik des Menschenherzens gestattet. Minot fand es ganz einfach, daß er seinen Freund Corbal betrog, doch wäre er außer sich gewesen, wenn er erfahren hätte, daß ihm dieser in gleicher Münze zahlte. Corbal seinerseits fand es ganz in der Ordnung, daß Frau Minot ihm ihr Schlafgemach öffnete, hätte aber um keinen Preis zugegeben, daß seine Frau Herrn Minot die nämliche Günst erweise. So wahrte jeder von ihnen seine persönliche Würde, indem er auf Straflosigkeit rechnete und wies jeden Gedanken an Vergeltung zurück. So verlangte es die reine Moral.

Indeß, die legitimen Freuden finden ein Ende gerade so wie die sträflichen. Eines Tages fand sich ein Glender, der Herrn Corbal den traurigen Dienst erwies, ihm seine Schande zur Kenntniß zu bringen. Corbal wollte zweifeln; jedem Andern hätte er eine solche Niedertracht zugemuthet, nur seinem alten, treuen Freunde nicht. Aber ach, ihm wurden untrügliche Beweise geliefert und so beschloß er denn, die Glenden in flagranti zu erwischen. Am nämlichen Abende kündigte er bei Tische an, daß er am folgenden Morgen in einer dringenden Angelegenheit verreisen müsse und mindestens zwei Tage vom Hause abwesend sein werde. Minot und Frau Corbal tauschten einen Blick aus, welcher genügt hätte, um seine letzten Zweifel zu zerstreuen; dagegen ließ Frau Minot einen Blick voll schmerzlicher Trauer auf ihm ruhen, der geeignet war, ihn zu trösten.

*

Am Abend des folgenden Tages finden wir Herrn Minot in der Wohnung des seit dem Morgen abwesenden Corbal. Der Schlingel hatte zuhause vorgeschickt, daß der Gemeinderath eine außerordentliche Sitzung halte, bei der er nicht fehlen dürfe. Er ist da, in der Behausung seines betrogenen Freundes und in einer höchst mangelhaften Bekleidung. Im Kamin prasselt ein lustiges Feuer und vor dem Kamin steht ein wohl besetzter Tisch mit zwei Bedecken.

Da wird an die Thüre gepocht.

— Ah, mein Gott! ruft Frau Corbal, indem sie schlecht und recht das Busentuch schließt, um ihren schönen Busen zu verhüllen.

Das Pochen wiederholt sich und eine Stimme ruft:

— Deffne mir doch; ich bin's!

Frau Corbal erbleicht wie eine Todte und murmelt: „Mein Mann!“

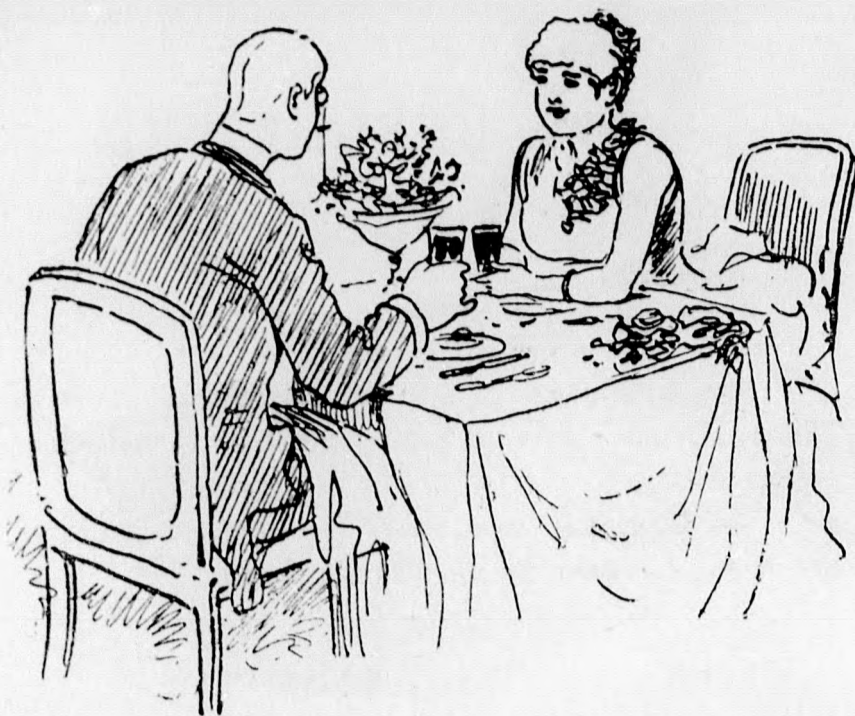
Muthig wie ein Hase hat Minot rasch seine Siebensachen gesammelt, steigt auf einen Sessel und klettert von da auf einen Schrein, wo er mit eingezogenen Beinen und Schultern niederhockt. Er zitterte wie Espenlaub da droben, seine Zähne schlugen auf einander und die Haare standen ihm zu Berge.

Frau Corbal öffnete endlich die Thür. Mit einem raschen Rundblick hat Herr Corbal den Schlupfwinkel Minots ent-



— Hör' mal, Kleine! Laß uns von Deiner Zukunft sprechen.

— Reden wir lieber von der Gegenwart: was haben Sie mir anzubieten?



— Es geht doch nichts über ein heiteres Souper zu Zweien! Nicht wahr, Leonie?

— Doch, mein Lieber: zwei solche Soupers.

deckt, doch sagt er nichts. Mit großer Zärtlichkeit küßt er seine Frau und ruft lachend aus:

— Ei, Du wolltest soupiren, um Dich so für meine Abwesenheit zu trösten! Und Du scheinst bei recht gutem Appetit zu sein! Das Alles wolltest Du allein essen?

— Oh nein, mein Freund! entgegnete seine Frau, indem sie ihre schönen, weißen Arme um seinen Hals legte. Du willst Dich über mich lustig machen! Meine Ahnungen trügen nie; ich habe errathen, daß Du heute noch zurückkommst!

— Süßer Engel! Ich bin in der That früher fertig geworden, als ich dachte. Welch' ein schöner Fasan! und die köstliche Mayonnaise! Wie wäre es, wenn wir Minot und seine Frau einladen, daß sie mit uns halten?

— Herrn Minot . . . ? stammelte Frau Corbal ganz betroffen.

— Ja, meinen guten, lieben Minot; er ißt Fische so gern und schwärmt für Fasan.

— Aber . . .

— Du weißt, ich liebe Minot wie einen Bruder und er erwidert meine Zuneigung. Es wäre mir unangenehm, wenn Du meine Freundschaft für ihn nicht theilen würdest. Oder sollte er Dich etwa gekränkt haben? . . .

— Ich gehe schon, mein Freund! sagte Frau Minot, welche bei dieser Wendung des Gespräches sich unbehaglich zu fühlen begann.

Sie kleidete sich rasch an und eilte davon, während Minot auf dem Schreine sich fragte, wie Alldas enden werde?

*

Herr Corbal hatte es sich ganz bequem gemacht, als seine Frau in Begleitung der Frau Minot zurückkehrte. Letztere schien entzückt darüber, ihren Geliebten früher als sie gehofft, wiederzusehen.

— Wo ist Minot? fragte Corbal.

— Mein Mann ist im Gemeinderath, erwiderte Frau Minot.

— Sonderbare Idee! brummte Corbal. Nun, wir wollen ihm seinen Theil beiseite legen. Er muß sich im Gemeinderathe nicht übel langweilen.

Minot verzog das Gesicht auf seinem erhöhten Sitz.

— Also vorwärts, Kinder, wir wollen auf seine Ge-

sundheit trinken! Dieser Wein taugt nichts. Du mußt in den Keller hinabgehen, meine Liebe und wirst uns zwei Flaschen Bordeaux heraufholen; dieser allein ist würdig, auf Minots Gesundheit getrunken zu werden. Vorher wirst Du eine Flasche Champagner kaufen; ich will, daß meine rasche Rückkehr fröhlich gefeiert werde.

Im höchsten Grade beunruhigt über den Ausgang von alldem, geängstigt und unterwürfig zugleich nahm Frau Corbal wieder Mantel und Hut und entfernte sich.

Raum hatte sie das Zimmer verlassen, als Frau Minot die Arme nach Herrn Corbal ausstreckte, indem sie rief:

— Oh, mein Freund! Wie lieb ist es von Dir, daß Du so bald zurückgekommen bist!

Minot auf seinem Schreine wollte seinen Augen und Ohren nicht trauen; stumm, wüthend, unbeweglich, glaubte er gegen einen Alpdruck zu kämpfen.

*

Corbal aber war unerbittlich in seinem Nachwerk und Frau Minot, die keine Ahnung von der Anwesenheit ihres Gatten hatte, gab sich freudig den stürmischen Liebkosungen ihres Geliebten hin. Das Geräusch von zahllosen Küffen stieg zu Minot empor und bei dem flackernden Lichte des Kaminfeuers konnte er von der Höhe seines Marterstuhles hübsche Dinge sehen. Tropfen für Tropfen bot ihm Corbal das Gift der Vergeltung und seine Worte, die als verbindender Text in den Zwischenakten dienten, ließen für Minot keinen Zweifel darüber bestehen, daß seine Schande schon seit langer Zeit währe und auch künftig fortdauern werde.

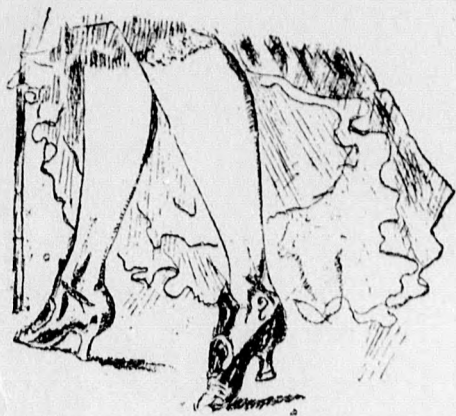
Endlich kam Frau Corbal zurück und machte seinen Leiden ein Ende.

— Du hättest Dich nicht so sehr beeilen müssen, sagte der Gatte in liebelichem Tone. Doch nun zu Tische, meine Damen!

Und als die Teller und Gläser gefüllt waren, da wandte sich Corbal plötzlich mit einem Ausdruck unendlicher Gutmüthigkeit nach dem Schreine und sagte:

— Komm doch herab, alter Tölpel! Wenn Du wüßtest, welche dumme Figur Du da oben machst . . .

À la Klapphorn.



Zwei Damen gingen einst sich baden,
Die And're zeigt ihre schönen Waden;
Die Eine spricht mit Nasenrumpfen:
Ich hab' noch schönere in meinen Strümpfen.

*

Zwei Herren begleiten ein Mägdlein lang,
Dem Mägdlein wird schier angst und bang.
Der Eine begleitet sie bis nach Hause,
Der Andere nimmt mit ihr die Tausche.

*

Zwei Mägdlein gingen auf einen Ball,
Viel' hübsche Männer gab's in dem Saal.
Die And're sucht sich einen Reichen,
Die Eine — nun, die that desgleichen.

(3)

ZOHAR.

Zeitgenössischer Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

III.

In Pochen an die Thüre der Zelle machte die Mutter Maria Angelika erbeben, welche mit unter dem Kinn gefalteten Händen auf dem Bestuhle knieend im stummen Gebete versunken war; sie erhob ihren Kopf, um „herein!“ zu rufen. Wie erschrocken durch den Anblick von Stephana, welche sie im Uebrigen erwartete, senkte sie ihr Haupt rasch wieder. Mutter Maria Angelika war Oberin der Ursulinerinnen von Nemours; obwohl sie das fünfzigste Lebensjahr überschritten hatte, unterschied sie sich physisch nur wenig von jenem in Andacht erzogenen Kinde, welches sie in ihrer Jugend gewesen. Von einer kleinen Entfernung gesehen schwächlich, fast eine Zwergin, mit dem bleichen, aufgedunsenen Gesichte, aus welchem Augen ohne Wimpern scheu hervorblickten, hätte man nicht sagen können, ob sie noch jugendlich oder ob sie schon ältlich sei. Der Geist hatte sich bei ihr fast eben so wenig entwickelt als der Körper. Ohne Bedauern, ohne Sehnsucht lebend, dachte sie so wenig an die Welt hier unten als an jene dort oben; sie hatte ein für alle Male zugestanden, daß sie zufolge Beschlusses des Herrn für diese Welt todt sei und daß sie, sobald es Gott gefällig sein wird, für die andere Welt erstehen werde. Wenn sie plötzlich aus ihrer Unwissenheit herausgerissen,

sich vor dem wahren Uebel, vor der leidenschaftlichen Sünde befunden hätte, ihre Bestürzung wäre zum mindesten ihrem Entsetzen gleichgekommen und sie hätte gezittert, als ob sie selbst in der Sünde ertappt worden wäre. Ein sehr beschränktes, kindisches Gefühl ihrer Unwürdigkeit, welches mit der Demuth großer christlicher Seelen nichts gemein hat, versetzte sie in eine ununterbrochene Besorgniß; zur Unterwürfigkeit geboren, fühlte sie sich in ihrem Vorsteheramt nicht heimisch; der Schall ihrer Worte, wenn sie einen Auftrag erteilte, erregte sie derart, als ob sie den Befehl, den sie gegeben, selbst erhalten hätte. Ein Schaf, dem man die Bewachung der Heerde anvertraut hat. So beschaffen, war sie stets durch Stephana beunruhigt, selbst zur Zeit, als diese, noch fortgerissen von der ersten frommen Begeisterung, Tag und Nacht betete, ihre strengen Andachtsübungen vervielfachte, sich Bußen auferlegte und durch ihre überspannte Frömmigkeit alle Zusassen des Klosters erbaute.

Diese Art, sich auf die Frömmigkeit zu werfen, wie eine Geliebte um den Hals des Geliebten fallen würde, brachte die bescheidene, methodische Oberin außer sich. Ihr an das „eben Genügende“ gewohnter Sinn erschreckte über dieses „Zuviel“; sie fühlte, daß das junge Mädchen zweifelsohne gottbegeistert sei, aber nach Art der Sibyllen. Denn ein solcher Eifer ohne Unterlaß schien das Ziel zu verfehlen. Es kam ihr der Gedanke, daß Stephana nicht mehr von Gott begeistert, sondern vom Teufel besessen sei; so mußte in einem verdammten Gefaße der Honig zu Gift werden. Neue Anzeichen bestärkten sie in ihrem Argwohne. Sie hatte die Novize zu sich befohlen; aber in dem Vorgefühle eines Skandals hielt sie in dem Augenblick inne, da sie im Begriffe stand sie zu befragen. Sie vermied es, dieses so dreiste Mädchen anzuschauen, dessen regelmäßigen Athemzug sie neben sich hörte. Sie machte sich wieder ans Gebet, die Augen schließend und die Hände unter dem Kinn faltend.

— Meine Tochter, sagte sie endlich, ohne sich zu Stephana zu wenden, meine Tochter: ich habe heute Abend für Sie bei dem Allmächtigen Fürsprache erhoben. Eine Eingebung hat mich veranlaßt, Sie trotz der ungewöhnlichen Stunde zu mir zu berufen.

Sie erwartete nun ohne Zweifel ein Dankeswort für ihre fromme Fürsorge; sie hätte sich durch eine Kundgebung der Erkenntlichkeit ermuntert gefühlt. Aber es erfolgte keine Antwort. Sie schöpfte tief Athem, als gelte es, eine schwere Last zu heben und fuhr fort:

— Sie verursachen mir große Besorgnisse. Es scheint mir, daß Sie, meine Tochter, vom rechten Wege abweichen, von jenem Wege, der zum Heile führt. Ich klage mich selbst an: ich hatte Unrecht, Ihnen nach begonnenem Noviziat zu erlauben, einen ganzen Monat außerhalb des Klosters, bei der kranken Madame Cardenac, die nach Ihnen verlangte, zuzubringen; denn seit jenem Aufenthalt in der Welt sind Sie eigenthümlich verändert zurückgekehrt. Sie erfüllen Ihre Pflichten nur mehr mit einem Widerwillen, über welchen Ihre Schwestern entrüstet sind; Ihre Zerstretheit in der Kapelle ist offenkundig und gibt ein schlechtes Beispiel. Morgen ist der heilige Ostertag und Sie haben sich dem Beichtstuhle nicht genähert. Bin ich schlecht unterrichtet? Was haben Sie darauf zu antworten?

Ganz brutal antwortete Stephana:

-- Nichts.

— Barmherziger Gott! Es ist also wahr! seufzte die Oberin, dabei mit der Stirne auf das Pult des Betstuhles schlagend, daß es widerhallte; Sie sind nicht zur Beichte gegangen am Vorabende des heiligen Osterfestes? Warum? oh, mein armes Kind, warum?

— Weil ich das Lügen nicht gelernt habe, selbst nicht unter den Heucheleien des Klosters! Und wenn ich mich ganz dem fragenden Priester offenbarte, so würde der Blitz Gutes Gottes in den Beichtstuhl fahren.

Bei diesem hochtrabenden Ungestüm fuhr die Mutter Angelika zusammen. Sie hatte ihren Kopf erhoben und schaute Stephana endlich an. Aber sie war bleicher als ihr Busenschleier und ihre Lippen zitterten.

Die Andere ging nun in der Zelle, wie vom Wahnsinne befallen, hin und her, knirschte mit den Zähnen und stieß ruckweise die folgenden Worte hervor:

— Ja, Sie haben Recht, verändert bin ich, völlig verändert. Wenn ich dem Kinde begegnen würde, das ich war, ich würde es nicht wieder erkennen. Man hat mich, noch ganz klein, mit noch süßsamem Gemüthe, in dieses Kloster gesteckt, wie in eine Gießform. Man hatte aus mir ein erbärmliches, zwerghaftes, in sich gekehrtes Wesen gemacht; ich habe mich nach einigen Tagen freien Lebens gereckt und wieder aufgerichtet. Ich kann nicht mehr zurückkehren in die Einschränkungen, die der Gehorsam auferlegt, zu den Gebeten, zu dem Fasten, welche das Klosterleben vorschreibt: ich bin groß geworden. Geben Sie acht! Geben Sie mich frei oder ich werde alle Fesseln brechen. Ich fühle, daß ich furchtbar sein kann, wie eine Eiche, die in einem Treibhause emporstiebt; man wird Schamhaftigkeit, Respekt, Frömmigkeit in Trümmern um mich her auslesen. Ich werde Störungen in Euren Andachten anrichten. Haben Sie Mitleid mit mir und mit sich selbst; ich habe Angst, furchtbar zu werden! Schon jetzt kann ich mich kaum beherrschen; morgen werde ich mich nicht mehr mäßigen können. Wissen Sie, was ich heute Morgens, während der Messe, im Sinne hatte? Mit lauter Stimme einen Gassenhauer nach der Weise des „Agnus Dei“ zu singen. Ich fühle den Drang zur Parodie, zur brutalen und niedrigen Verhöhnung. Ich will Alles, den Altar, die Monstranz, die Altarkerzen verleugnen, profaniren, wenn Ihr Anderen Gott anbetet, Ihre Sanftmuth regt mich auf; Ihre Gebete reizen mich zur Gotteslästerung. Es ist fast unglaublich, daß ich so dumm war zu glauben wie Sie, mich zu demüthigen wie Sie! Die Mutter-Vorsteherin der Novizen hat eine geweihte Münze, auf deren einen Seite ein Winkel des Paradieses mit knieenden Engeln eingravirt ist, während man auf der anderen Seite einen Winkel der Hölle sieht, wo die Verdammten in den Schrecknissen der Hölle frohlocken: Ich bin jene Medaille auf der Rehrseite. Denn hier bin ich verdammt, ja, ganz und gar verdammt, ich fühle es, ich bin davon überzeugt. Meine innere Empörung hat mich in einem Zuge so weit zum Schlechten fortgerissen, daß es für mich keine Verzeihung mehr gibt. Ich bin zu groß geworden, weil man mich zu klein machen wollte und ich bin schlecht geworden, mißrathen. Ich habe aufgehört

ein Zwerg zu sein, aber ich bleibe mißgestaltet. Warum? Zufolge der früheren Unterdrückungen; frei geworden gleiche ich der Klinge einer verbogenen Scheide. Ach! Glauben Sie mir, meine Mutter, ich bin furchtbar! Und ich bereue es gar nicht, so zu sein. Ich hatte Furcht vor dem Bösen, jetzt bin ich stolz darauf. Ich bin bereit, meiner Bestimmung entgegen zu gehen. Ja! und ich muß sie erfüllen! Darum sage ich Ihnen alle diese Dinge. Weisen Sie mich aus Ihrer Nähe fort, jagen Sie mich aus diesem Kloster; wenn ich unter diesen frommen und einfältigen Mädchen bleiben müßte, würde daraus weder für diese, noch für mich Gutes erwachsen. Wollen Sie den Skandal erleben, daß ich am Tage der feierlichen Einkleidung in Gegenwart der bestürzten Nonnen, in der unheimlichen Stille der Orgel, den Schleier mit Füßen trete? Ich schwöre es Ihnen, meine Mutter, daß man meine Haare nicht abschneiden wird. Schauen Sie, wie schön sie sind! Und sie sind noch schöner durch ihr dunkles Schimmern, wenn sie auf meinen nackten Leib herabfallen. Hören Sie? ich wiederhole es Ihnen: ich will fort von hier! Lassen Sie mir die Thüre öffnen, noch heute Abend, noch in dieser Stunde. Ich werde aufs Ungefähr auf die Straßen gehen. Alle Wege sind gut, die aus einem Gefängnisse hinausführen; und wenn es Ihnen auf Geld ankommt, wenn Sie solches brauchen, um irgend eine Kapelle herzustellen, oder um irgend eine Heilige zu schmücken, so werde ich Ihnen das Doppelte meiner Mitgift als Lösegeld für meine Freiheit zahlen.

— Befessen, besessen! murmelte wiederholt Mutter Maria Angelika, indem sie sich mit ihrer kleinen, zitternden Hand unaufhörlich bekreuzigte. Dann stammelte sie:

— Gewiß, in Ihnen hausen der Dämon der Schamlosigkeit und der Dämon der Hochmuth. Demüthigen Sie sich! Kasteien Sie sich! Die göttliche Gnade ist unendlich! Verbringen Sie diese Nacht im Gebete, prüfen Sie Ihr Gewissen und morgen, in einer Generalbeichte . . .

Doch Stephana hatte sich ihr genähert; mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen neigte sie sich zur Superiorin, die unter ihren Blicken zusammenschauerte; ihre offenen schwarzen Haare schienen der Mutter Angelika wie die großen, dunklen Fittige eines verstoßenen Engels.

Mit kreischender, fast schreiender Stimme entgegnete Stephana:

— Haben Sie mich denn nicht verstanden? Mein Vergehen, das Vergehen, in welchem ich mir gefalle, mein abscheuliches und wonniges Vergehen gehört nicht zu jenen, die man sühnen kann; die Ungeheuerlichkeit meiner Sünde spottet der Buße und der Gnade.

— Was ist denn Ihre Sünde, Unglückliche?

Bei dieser Frage brach die Novize in ein helles Gelächter aus.

— Sie fragen mich? Sie wollen meine Sünde wissen? Dann hörte sie auf zu lachen und sann nach. Endlich, als hätte sie einen Entschluß gefaßt, sagte sie:

— Es sei, meine Mutter, ich werde reden. Warum nicht? Haben Sie nicht das Vorrecht, zu jeder beliebigen Zeit die Beichte Ihrer Nonnen zu vernehmen?

— Ich habe dieses Vorrecht. Auf die Kniee, meine Tochter!

(Fortsetzung folgt.)